Appenzeller Verlag
Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten.
Die Verwendung der Texte und Bilder,
auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags
urheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung
oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Appenzeller Verlag
www.appenzellerverlag.ch

Brigitte Schmid-Gugler

Die Fuchsens

Eine Zeit- und Familiengeschichte um den Musiker Johannes Fuchs

Appenzeller Verlag

Iddali und Johannesli

Sie packte ihre Orgelnoten zusammen, schob sie in eine schmale Ledermappe, schaute noch kurz beim schlafenden, zwei Monate alten Johannesli rein, strich ihm übers Haar. Er lag friedlich in seinem Bettchen. Die Türe knarrte, die Treppe knarrte, sie hörte, dass Johannes, ihr Mann, in der Stube auf und ab ging, auch dort knarrte der Boden. Das erste Mal, seit sie vor neunzehn Monaten zu ihm gezogen war, würde sie das Haus verlassen, ohne ihrem Gatten Gute Nacht zu sagen. Ihr war nicht danach zumute, noch einmal zurück in die Stube zu gehen. Vielleicht war es von allem Anfang an ein Irrglaube gewesen zu denken, es könnte alles nochmals ganz neu beginnen. Die Tote, die ganze Vergangenheit geisterte herum. Aus jedem Winkel starrte sie ihr entgegen.

Sie ging zur Garderobe, nahm ihren dunkelblauen Regenmantel vom Bügel – es war einer mit wollenem Bezug und dem aufgestickten Namen «Miggeli» – stiess die Türe auf und etwas zu heftig wieder zu, ging ums Haus herum, stieg in ihren VW-Käfer und sauste das schmale Strässchen hinunter der Stadt zu.

Als sie um die Kurve bog, schloss Amalfa im Leimathof gerade die Fensterläden. Später, nach der Orgelstunde, würde sie dort noch einkehren und mit einigen vom Hügel zusammensitzen, deren Stammtisch bei Amalfa stand, an dem auch die andere früher gesessen hatte. Und deren Kinder. Und Daniel. Dieser Störenfried. Der alles durcheinanderbrachte und bei jeder Gelegenheit sagte: «Das hat Grossmutti so und das hat sie so gemacht». Und am Abend will er dann auch noch beim Grossvater sitzen und ihm seine eigenen Kompositionen vorspielen. Nicht mit ihr. Sie hatte doch das Recht, hier ihr eigenes Leben mit Johannes zu leben. Sie

hatten ein Kind, sie und er hatten ein eigenes Kind. Einen Johannesli, ein feines Bübchen, das gewachsen war in ihrem Bauch und das jetzt in seinem Zimmerchen schlief. Nach all diesen Jahren des Wartens, Hoffens, Bangens. «Frau Fuchs, Sie sind schwanger», hatte ihr Doktor R. mit feierlichem Unterton mitgeteilt. Und sie war in der Meinung, in die Wechseljahre gekommen zu sein, zu ihm gegangen. Immerhin war sie Mitte vierzig. Doch es hatte so kommen sollen. So kommen müssen. Nach allem, was sie durchgestanden hatte. Sie bog in die St. Jakobstrasse ein, sah gerade noch, wie Roellin in seinem Laden eine Milchmaschine aus dem Schaufenster hob, bog links ab Richtung Burggraben und Klosterviertel.

Zu Hause sass ihr Mann Johannes am Flügel, zerzauste erst einen Stapel Noten, dann seinen eh schon zerzausten Haarkranz. Er erhob sich, öffnete die Türe einen Spalt, horchte hinaus, kehrte zurück, klimperte am Mittelteil von Hubers Chorfuge herum, stand wieder auf, schritt in der Stube auf und ab, den Ärger verscheuchend, der ihm beim Durchqueren dieses Raumes bis heute in den Kopf schoss. Die Zusatzkosten fürs Herausreissen der Zwischenwand, und Traugott, das Herisauer Schaf mit dem Birnenschädel, hatte ihm damals ums Verrecken keinen Zahlungssaufschub gewähren wollen. Er hatte sich das Geld ausgeliehen, wie so oft zuvor und auch nach dem Einzug in dieses Haus. Schulden über Schulden, und es wurden immer mehr. Doch jetzt würde Iddali alles richten: Die finanziellen Dinge, seit vielen Jahren im Argen liegend, in die Hand nehmen. Sein gutes Iddali. Tüchtig und ja, manchmal ziemlich zickig, eigensinnig, unnachgiebig. Was hatte sie gekämpft für ihre Orgel! Und jetzt soll sie sogar ins Haus kommen, ihre eigene Orgel, den dafür notwenigen Anbau will sie selber bezahlen. Was das für ein Triumph sein wird – ein Halleluja, das die Hirnschalen der Hügelbewohner, allesamt Nörgler und Neider, zum Dröhnen bringen wird.

Doch heute Abend war Idda einfach zur Probe gefahren, ohne Gute Nacht zu sagen. Sie war verstimmt und liess ihn nicht zum Abschied an ihrer Ohrmuschel läppeln. Er mochte ihre Ohren. Das Zarte, das so gar nicht zu ihrem stämmigen Körper passen wollte. Wie eine Katzenschnauze. Wie der Blütenrand einer Berganemone. Iddali! Und dieser Geruch nach warmer Milch, von dem ihm früher, sehr viel früher ein bisschen übel geworden war. Ausgefuchst, der Heugümper. Sein Praliné, sein Himmelspförtchen, sein Heubergerli mit den Samtöhrchen. Sein altes Mädchen.

Schenkt mir noch einmal einen Johannesli. Alles noch einmal von vorne. Wer hätte das gedacht. Ich habe noch einmal einen Johannesli gezeugt. Mit meiner Manneskraft. Einen kleinen Stammhalter. Ein neues Jungfüchsli. Würde Vater noch leben, ergäbe das ein ausgewachsenes Johannes-Quartett: Der Lehrer Johannes, der Musiker Johannes, also ich, mein Sohn Johannes Peter, auch Musiker, und dann noch mein Söhnchen Johannes Paul. Und Daniel nähmen wir für den Sopran.

« Es hat mich schon ein bisschen geärgert, dass mein Vater seinen späten Nachkömmling auch noch auf den Namen Johannes taufen liess. Als ob es mich nie gegeben hätte. Wo doch ich schon diesen Vornamen hatte. Ich bin auf den Namen Johannes Peter getauft. »
Peter Fuchs

Wo ist Daniel überhaupt? Hat sie ihn ins Bett geschickt? So früh!

« Grossvater hatte Freude an meiner Stimme, eine glockenhelle Sopranstimme. Früher sang ich mit ihm den ganzen Schubert. Er sagte immer, niemand solle ihm mit grossen Arien kommen, wenn er die Miniatur nicht beherrsche. ‹Die Forelle› sang ich natürlich nicht in der strophischen Schulbuchversion, sondern im Original mit dem dramatischen Mittelteil. Das Singen zog sich bis in die Zeit, als Idda schon da war. Von da an musste ich immer um acht Uhr im Bett sein. Wenn sie Orgeldienst hatte oder Stunden gab, rief er mich manchmal zu sich und schlug vor: ‹Chumm, mir machet no De Alpejäger›. Bis die Scheinwerfer des VWs zu sehen waren, da schickte er mich sofort hinauf. Es war eine Plagerei. Eines Tages nach dem Skifahren nahm mich meine Tante Marianne zu sich in die Wohnung und sagte: ‹So, du bleibst jetzt hier bei uns.› Ich habe extrem gelitten, sah meinen Grossvater, der für mich wie ein Vater war, nur noch ab und zu im Café Palma, das Haus war tabu. »
Daniel Fuchs

Vorhin, während des Abendessens, hatte er sich verplappert. Rausgerutscht war es ihm. Zerfranster Tag. Zerfranstes Winterlicht, zerfranste Gespräche. Die Äste des Kirschbaumes warfen fahle Schatten ins Zimmer, keine Nachricht von Huber, keine von Hilber. Zerfranste Abendstunden. Nichts zu Ende gebracht. Und dann das Missgeschick. «Miggeli», hatte er sein Iddali versehentlich genannt. Kaum war der Name ausgesprochen, war Idda vom Tisch aufgestanden, hatte Daniel angehalten, Teller und Suppenschüssel abzuräumen, hatte gesagt, sie schaue noch nach dem Kleinen und fahre dann in die Stadt. Dabei hatte er nur die Sache mit Peters Brief erläutern wollen. «Miggeli, der Peter hat geschrieben», hatte er zwischen zwei Bissen Brot halb gesagt und halb gekaut – immer wieder bereitete ihm seine wacklige Protese Mühe; längst wäre ein Zahnarztbesuch notwendig, aber woher das Geld nehmen? Manchmal kam ihm Miggelis Name einfach wie von selbst auf die Zunge. Als ob ihn seine verstorbene erste Frau mit ihrem spitzen Ellbogen in die Rippen gestossen hätte. Zwei Jahre war sie nun tot.
Sie wolle nicht ständig mit diesen alten Geschichten konfrontiert werden, hatte Idda kurz und bündig erwidert. Sein Sohn Peter hatte wissen wollen, was denn nun geschehe mit Mutters Porträt, das Franz Rederer von ihr gemalt hatte. Eigentlich wusste er nicht einmal, ob Idda wegen seines Versprechers oder wegen Peters Anruf so aufgebracht gewesen war. Sie tat sich schwer mit seinen drei Kindern und deren Mutter, dem toten Miggeli.

«Als wir noch am Zeltweg in Zürich lebten, rief mein Vater meine Mutter noch Maria. Später wechselte er dann zu Marie, dann zu Miggi, manchmal sagte er auch Miggeli. Und noch später dann Muetter.»
Peter Fuchs

Es war kein Schauen mehr gewesen. Wie Miggi dagelegen hatte. Hier in dieser Stube, wo ihr Geist bis heute atmet, ihr Geruch noch in allen Ritzen hing. Wo Johannes Fuchs sie immer wieder vor sich sah mit ihren eingefallenen Augenhöhlen, ihrem knochigen Leib. So anders war sie gewesen als Iddi, das Iddali mit ihren ausladenden Hüften und den weichen Ohrmuscheln. Seit einem Jahr schlief nun sie neben ihm oben im Elternbett. Er musste sie nach den Proben nicht mehr bis zu ihrer Wohnung an der Zeughausgasse begleiten. Doch er hatte diese kurzen Gänge mit ihr sehr gemocht. Solides Schuhwerk, Faltenrock. Ihre Haare meist streng aus dem

Skizze von Maria Fuchs, gezeichnet vom Zürcher Künstler Franz Rederer (1899–1965). Er war bekannt für seine expressionistischen Musiker-Porträts, unter ihnen Béla Bartók, Alban Berg, Arthur Honegger, Othmar Schoeck, Johannes Fuchs.

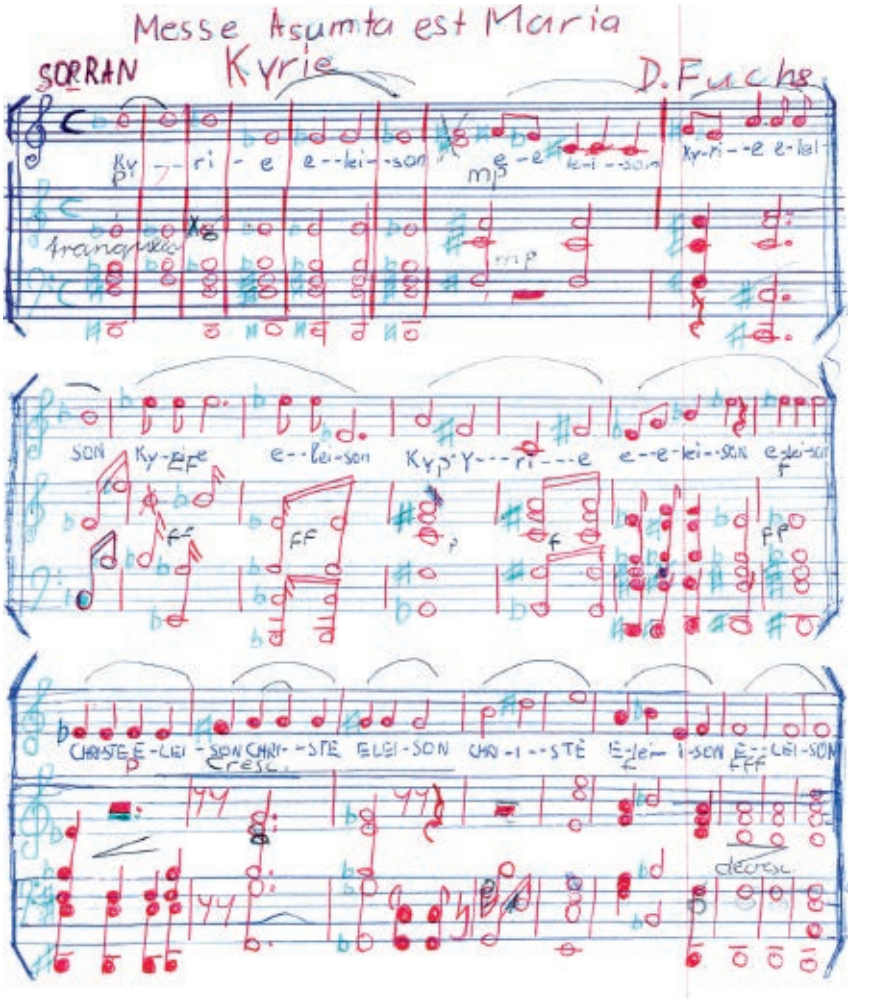
grossflächigen Gesicht nach hinten gekämmt und am Hinterkopf verknotet. Als er sich ganz zu Beginn ihrer Bekanntschaft einmal mit den Worten verabschiedet hatte, sie habe schöne Öhrchen, hatte sie gelacht und war ein bisschen errötet. Sie hatte ihre Brille mit den dicken Gläsern abgenommen, weil sie von der Kälte des Novemberabends beschlagen waren.

In diesem Häuschen an der Zeughausgasse in St. Gallen hatte Idda Heuberger bis zu ihrer Hochzeit mit Johannes Fuchs gewohnt.

Die junge Idda Heuberger.

« Meine Grossmutter wurde von Tag zu Tag schwächer. Ihr todbringendes Leiden dauerte wenige Monate. Man gab ihr Morphium. Es war der 15. Januar 1967. Tante Marianne und ihr Sohn Jan kamen. Ich war acht Jahre alt. Es lag sehr viel Schnee. Ich ging mit Jan in den Garten, wir bauten eine Schneehütte. Grossvater zündete die schönsten Kerzen an. Er sprach mit mir. Immer sprach er mit mir. Er erklärte mir alles. Auch beim Singen. Wie der Kehlkopf funktioniert und wie ein Klang entsteht. Jetzt erklärte er mir, was der Tod ist und dass da jetzt ein Kampf stattfindet. Später sah ich einen Film von Ingmar Bergman. Eine Szene erinnerte mich an jenen Tag, als meine Grossmutter starb. Da lag ein Mensch in einem Zimmer, die Türe stand nur einen Spalt breit offen. Als ich damals früh am Morgen die Treppe herunterkam, es war sehr still und ich hatte ein bisschen Angst, stand die Stubentüre ebenfalls einen Spalt weit offen. Ich blieb dort lange stehen, traute mich nicht, die Türe aufzustossen, traute mich kaum noch zu atmen. Da war dieser Geruch. »

Daniel Fuchs



Das «Lied der Toten», ein von Daniel Fuchs im Alter von acht Jahren komponiertes Requiem für seine Grossmutter, die er über alles geliebt hatte.

«Als Grossmutter gestorben war, nahm mich Grossvater während den Frühlingsferien mit auf eine Rheinschifffahrt. Nur wir beiden, nach Köln, zur Lorelei; in Mainz haben wir übernachtet. Ich war das erste Mal in einem richtigen Hotel. Zu Hause war ich sehr viel allein und hatte oft Angst. Die Abende, als die Grosseltern Probe hatten, fürchtete ich wie die Pest. Meine Mutter lebte ja in Chur. Bevor sie heiratete, war ich zwei-, dreimal bei ihr zu Besuch. Man ging zum Kiosk und kaufte etwas, ich fand es in Ordnung so. Ich wusste schon irgendwie, dass sie meine Mutter war, aber die Frage kam so gar nicht auf, ich fühlte mich wohl bei den Grosseltern. Manchmal kam sie am Samstagnachmittag von Chur nach St. Gallen. Ich wartete unten auf dem Kehrplatz auf einer Kiste. Der Migroswagen kam meistens zur gleichen Zeit, immer pünktlich um zwei Uhr.»

Daniel Fuchs

Am 10. April 1968, ein Jahr nachdem Maria Barbara Fuchs-Schmidt im Alter von 63 Jahren ihrem Krebsleiden erlegen war, heiratete Johannes Fuchs, damals gerade im Pensionsalter 65, die zwanzig Jahre jüngere Organistin und Klavierlehrerin Idda Agnes Heuberger.
Die Liebesbeziehung hatte bereits um das Jahr 1950 begonnen: Als Idda 1955 für einige Monate in Paris ihr Orgelstudium vertiefte, schrieb ihre Zürcher Freundin Hilde W. in einem ihrer zahlreichen Briefe an Idda, sie solle sich keine Sorgen machen und nicht eifersüchtig sein. *Du weisst doch, dass du ihm alles, gar alles bedeutest, und weisst auch, wie stolz er ist auf seine junge Geliebte.*

« Meine Mutter hatte zu kauen daran. Es gibt Sachen, die kann ich fast nicht aussprechen. »
Peter Fuchs

« Vater wurde von den Frauen sehr verehrt. Der halbe Chor ist ihm nachgelaufen. Mutter hatte es nicht einfach. »
Marianne Fuchs

« Der Damenkranz rund um Johannes. So war das. Er wurde umschwärmt. Wenn man etwa nach der Probe noch etwas sagen wollte, dass man das nächste Mal nicht würde kommen können oder so, dann war das fast unmöglich, weil der Flügel belagert wurde von den Frauen. Und er mitten drin. Er war ja kein Kind der Traurigkeit. Das mit Idda war ein langes Gschlaik. Alle anderen von Fuchs stehengelassenen Damen haben das herumgereicht. Offiziell war natürlich nichts. »
Markus Kaiser[1]

Idda Fuchs-Heuberger zog nach der Heirat im Frühling 1968 in das Haus in St. Gallen, in welchem Johannes Fuchs seit seiner Berufung zum Domkapellmeister im Jahr 1945 mit seiner Familie lebte. Am südlichen Teil des Hauses liess sie einen Anbau ausführen, um eine eigene Orgel im Haus haben, üben und unterrichten zu können. Im September 1969 kam ihr gemeinsames Kind, Johannes Paul, zur Welt.
Die drei Kinder aus erster Ehe, alle in den 1930er-Jahren geboren, waren zu diesem Zeitpunkt längst aus dem Haus. Nur der Enkel Daniel Fuchs lebte seit seiner Geburt bei den Grosseltern; seit dem Tod von Maria Fuchs-Schmidt bei seinem Grossvater. Ursula, die Jüngste der drei Fuchsen-Kinder, hatte Daniel 1959 auf die Welt gebracht und das uneheliche Kind danach in der Obhut seiner Grosseltern gelassen.

Es ist einfach passiert. Ich war damals gerade zwanzig Jahre alt. Ich ging zu Marianne und sagte: ‹Etwas stimmt nicht.› Meine Schwester stand alles durch mit mir. Sie und Mutter kümmerten sich liebevoll um mich und Daniel. Auf eine Art war ich froh, dass er bei ihnen blieb.
Ursula C.-Fuchs

Wir sind natürlich noch auf eine alte Art erzogen worden und wurden nicht aufgeklärt. Ich ging mit Ursi zum Arzt, und der sagte dann, sie sei im vierten Monat schwanger.
Marianne Fuchs

Zuerst ging sie mit mir zum Arzt und dann zum Vater. Mutter hatte sie darum gebeten, es ihm zu sagen.
Ursula C.-Fuchs

Mutter fragte: «Kannst du es Vater sagen?» Ich ging dann zum Bahnhof, er kam von Zürich. Ich sagte zu ihm: ‹Komm, wir gehen zu Fuss, ich muss dir etwas erzählen.› Er ging einfach neben mir her und hörte zu.
Marianne Fuchs

Zu mir sagte er später: ‹Jetzt müssen wir zusammenhalten. Du bist meine Tochter.› So war er eben. Ihn kümmerte das ganze Gerede nicht. Ich fühlte mich von der Familie getragen. Sie verurteilte mich nicht.
Ursula C.-Fuchs

Doktor E. meinte, sie solle vielleicht besser abtreiben, sie bekomme Geld dafür von den Eltern des Kindsvaters. Die dachten, man könne das einfach wegmachen und alles wäre vergessen. Der Anwalt dieser Familie war zudem noch der Vorgesetzte des Vaters. Deshalb wohl bat er mich darum, mit dieser Familie zu reden. Er sagte, er könne das nicht. So bin ich dann mit Ursi hingegangen in dieses Haus. Sie wohnten ja ganz in der Nähe von uns. Und wir mussten zuhören, wie dieser Vater zu seinem Sohn sagte: ‹Du hättest ja bei einer Hure lernen können, wie es geht.›
Marianne Fuchs

Meine Mutter und Frau J. kannten sich vom Schrebergarten. Frau J. klagte dann eines Tages, man wolle ihrem Sohn ein Kind anhängen. Das war der Skandal der Stadt! Einen katholischen Lärm gab das. Dem Domkapellmeister sein Maitli bekommt ein Kind. Schlimmer wäre es nur noch gewesen, wenn der Bischof eines bekommen hätte. Und an

der freisinnigen Dufourstrasse wurde es genüsslich durchgehechelt. Dabei waren die dort nicht frommer. »
Markus Kaiser

« **Das war eine verrückte Geschichte. Was das damals im katholischen St. Gallen hiess – ein Uneheliches! Doch unser Vater stand zu meiner Schwester und ihrem Kind. Er hat ja auch den Männerchor Harmonie in St. Gallen übernommen, und ich weiss noch, dass es im Umkreis des Domchores Leute gab, die empört auf dieses Ansinnen reagierten. Es komme gar nicht in Frage, dass er das annehme. Das sei kein katholischer Verein. Und Vater sagte zu denen: ‹Vorher gebe ich euch auf, als dass ich mich beeinflussen lasse.› So war er, und unsere Mutter teilte seine Einstellung.** »
Peter Fuchs

« **Am Mittwochnachmittag hatte ich schulfrei, da ging ich mit meiner Grossmutter immer ins Café Bättig. Sie jasste dort jeweils mit einigen Frauen. Wir sassen immer am gleichen Tisch. Grossmutter ass eine Meringue. Herr Otto sass am Nebentisch, er machte dann, wenn mir langweilig war, Zündhölzlispiele mit mir. Und einmal schenkte er mir einen Farbkasten, Wasserfarben. Ich durfte ihn bei ihm zu Hause an der Böcklinstrasse abholen. Doch Grossmutter blieb mir immer ein bisschen rätselhaft. Sie hatte eine Nähmaschine, eine Singer. Ganz nobel kam sie immer daher, mit selbstgeschneiderten Kleidern. Sie war früher Modistin gewesen. Zum Nähen hörte sie Radio, meistens Hörspiele, und neben ihr lag ‹Der Sonntag›, eine katholische Zeitschrift. Sie trug eine Traurigkeit, ein Geheimnis in sich. Da war die Geschichte mit ihrem Bruder, der als kleiner Bub ums Leben gekommen war. Man hat in der Familie nie offen weder darüber noch über andere Dinge gesprochen. Es gab Gerüchte, mehr nicht. Für meine Grossmutter war es vermutlich ein lebenslanges Trauma.** »
Daniel Fuchs

« **Man munkelte, das Kind sei ertränkt worden. Aber man sprach in dieser puritanischen Gesellschaft ja immer nur hintenherum über alles das, was nicht hätte geschehen dürfen. Bei meiner Mutter hinterliess diese Geschichte einen Schaden für das ganze Leben. Und bei meiner Grossmutter wahrscheinlich auch. Sie war eine harte Frau, wollte nicht, dass ihre Töchter Kinder bekommen. Meine zwei Tanten, die Schwestern meiner Mutter, blieben beide kinderlos.** »
Marianne Fuchs

Aus dem Todesregister des Zivilstandsamtes der Stadt Zürich geht hervor, dass der am 13. Oktober 1902 geborene Konrad Schmidt am 6. Oktober 1906 «an Ertrinken» gestorben ist. Zusätzlich wird vermerkt, dass er in der Mitte des Sees tot aus dem Wasser gezogen wurde – zwischen dem Zürichhorn (rechtes Seeufer) und der Hennebergschen Seidenfabrik, heute Rote Fabrik (am linken Seeufer, wo Schmidts wohnten). Nachforschungen beim Staatsarchiv sowie beim Zürcher Bezirks- und Obergericht in den Spruchbüchern jener Jahre ergeben, dass es nie eine Gerichtsverhandlung zu einem Fall Schmidt gegeben hat. Die Neue Zürcher Zeitung, 1. Abendblatt vom 10. Oktober 1906, hatte ausführlich über den Unfallhergang berichtet und – offenbar entgegen den kursierenden Gerüchten – zusammenfassend ein Verbrechen ausgeschlossen:

Am letzten Sonntagnachmittag um 1 Uhr wurde in der Nähe des Schiffsflosses Faul wiederum eine Knabenleiche aus dem See gehoben. Es verbreitete sich alsbald das Gerücht, es liege ein Verbrechen vor. Sofort wurden die Untersuchungsbehörden auf den Platz gerufen und eine strenge Untersuchung vorgenommen. Schon Samstagabends hatte der Tapezierer Konrad Schmidt der Polizei gemeldet, sein Knabe Konrad sei seit dem Mittag nicht mehr nach Hause gekommen. Da der Vater vermutete, sein 4-jähriger Knabe sei wie schon oft beim Dampfschiffsteg Wollishofen am See spielen gegangen und könne daher in die Fluten gefallen sein, ging er dorthin und suchte mit einem Rettungsapparate das Seeufer ab. Das Suchen blieb erfolglos. Ein Schiffsmann bemerkte Sonntagmittags einen Körper auf dem See treiben, er hob ihn – es war die Leiche des vermissten Knaben. Bei der Leichenschau, die Dr. Binder vornahm, ergab sich dann aber am Körper des Knaben nichts, was für irgendwelche Gewalt von aussen sprechen würde. Auf dem Platze waren auch Bezirksanwalt Huber und Polizeikommissär Heusser erschienen. Es stellte sich heraus, dass Konrad Schmidt mit zwei Kameraden am See spielen gegangen war. Die Knaben nahmen ein Fussbad. Aus irgendwelchen Gründen fielen nun zwei der Knaben (Schmidt und L.) beim Dampfschiffsteg Ziegelhütte ins Wasser, und während L. sich wieder ans Land retten konnte, blieb Schmidt verloren. L. und sein trockener Kamerad eilten in aller Angst nach Hause, unterliessen es aber, nach Kindergebrauch, daheim von dem Geschehenen Mitteilung zu machen. Als die Buben vom Verschwinden ihres Spielgenossen Kenntnis bekamen, rückten sie schliesslich mit der Sprache heraus. Die Schuhe und Strümpfe wurden am Montag am Seeufer,

vom Wasser bespült, gefunden. Über die Verschleppung der Leiche von der Unfallstelle nach dem rechten Seeufer ist man noch im Unklaren. Soviel steht vorläufig fest, dass man es in diesem Falle mit keinem Verbrechen zu tun hat.

Die Gerüchte dürften auch deshalb ins Kraut geschossen sein, weil wenige Monate vor dem Ertrinkungstod des kleinen Konrad Schmidt, im Juli 1906 ebenfalls in Wollishofen, die Leiche eines Buben, geboren 1900, aus dem See geborgen worden war. Wie Konrad war er deutscher Abstammung und hatte an der gleichen Strasse wie die Familie Schmidt gewohnt. Dieser Bub war, den Akten entsprechend, tatsächlich einem Gewaltdelikt zum Opfer gefallen. Warum man die damals in der Presse als vorläufige Erkenntnisse umschriebenen Umstände und die Koinzidenz – zwei deutschstämmige tote Knaben aus der gleichen Strasse und nur im Abstand von wenigen Monaten – nicht weiterverfolgt hatte und nicht geklärt worden war, weshalb ein Kind, das am linken Seeufer ins Wasser gefallen war, nach einem Tag am rechten Seeufer auf dem Wasser trieb, wird wohl für immer ein Geheimnis bleiben.

Frühe Jahre in Schwende

Johannes Fuchs lag noch geborgen im Mutterschoss, als in Wien Anton Bruckners 9. Sinfonie zur Uraufführung kam, ein Werk jenes Komponisten, der später zu seinen erklärten Favoriten gehörte. Und Giuseppe Melchior Sarto, der sich den Namen Pius X. gab und sich hervortat mit der Erneuerung der Kirchenmusik, indem er den Einsatz von Kastraten in kirchlichen Räumen verbot, war seit knapp zwei Monaten Papst, als in Schwende die Hebamme und Handstickerin, die Rölle-Zischge, die Frau des Jockelishambische Emil[2] – das Paar hatte siebzehn eigene Kinder – dem kleinen Johannes Fuchs auf die Welt half.

Es war eine schwere und heimtückische Zeit im Dorf, als er am 24. September 1903 den ersten Schrei tat. Für Minuten das Gespenst verscheuchend, welches in jenen Jahren um die Schwendener Häuser schlich: Die damals noch nicht heilbare Diphtherie kostete vielen Kindern im Tal das Leben.

Johannes – oder Lehrers Johann, wie man in Schwende von ihm sprach – war das Kind der Maria Magdalena Fuchs-Hautle, geborene Inauen. Deren Vater war Wirt im Weissbad gewesen und hatte später die Loosmühle mitsamt der dazu gehörenden Sägerei gekauft.

Die ersten vier ihrer Kinder hatte Johannes Fuchs' Mutter mit dem früh verstorbenen Dorfschullehrer Franz Anton Hautle gehabt. Um 1900 herum heiratete sie seinen Nachfolger, den Lehrer Johann Anton Fuchs. Somit trat der Vater von Johannes Fuchs nicht nur in die Fussstapfen seines Vorgängers als Dorfschullehrer, sondern stieg als beträchtlich jüngerer Ehemann auch ins Bett der damals 40-jährigen Witwe.

Schriftliche Beurteilung des Schulmädchens Rosa Kuster, verfasst von Lehrer Johann Anton Fuchs.

Sie hat nichts an sich, das sie aus den andern sehr herausstechen lässt. Sie zeigt Eigenschaften, wie sie viele andre auch zeigen. Man muss sie zur Zahl der Mittelmässigen rechnen. Nicht dass sie es durch besondern Fleiss auf diese Stufe gebracht hätte. Ich habe viel eher das Gefühl, dass sie mit mehr Eifer höher stehen könnte. An den Lektionen beteiligt sie sich nicht sehr aktiv. Sie macht mit, aber nicht mit grossem Eifer. Sie verhält sich ziemlich passiv. Während Geographielektionen am Relief seh ich sie unaufmerksam sein. Das kann man ihr aber in diesem Fache noch verzeihen, denn daran haben die Knaben meist mehr Freude als die Mädchen. Während den stillen Beschäftigungen lässt ihr Verhalten oft zu wünschen übrig. Sie verkehrt mit ihren Nachbaren und scheut sich nicht, sich fast gänzlich umzudrehen, um auch noch zu sehen, was hinter ihr geht. Rosa kommt mir wie ein rechtes Muttermädchen vor. Andre Mädchen zeigen meist auch knabenhafte Eigenschaften. Bei ihr scheinen diese zu fehlen. Sie ist eitel, das habe ich aus einem ihrer Aufsätze erfahren, wo sie von sich schreibt; sie sei ein schönes Kind usw. Sie hat ein geläufiges Zünglein, das nicht nur zum Lächeln und Lachen, sondern auch sonst zur Unterhaltung sich trefflich eignet. Ihre Geziertheit deucht mich über ihr Alter hinaus entwickelt. Sie hat oft mit ihren Haaren zu schaffen. Die eitle Gewohnheit trifft man sonst erst später, – bei Seminaristinnen. Auch das im Gehen plötzliche Anhalten, Knieheben links, Strumpfbandaufziehen, gehen, Knieheben rechts, Strumpfbandaufziehen, habe ich an ihr beobachtet; das ist sehr mädchenhaft. Löblich ist ihre Ordnungsliebe. Ich sah, wie sie unter ihrer Bank einen Bleistift hervorholte. Er lag unter andern Sachen in der Schultasche in der Federschachtel hinter aufgebeigten Büchern und Heften. Sie suchte ihn hervor, legte ihn vor sich hin und ruhte dann nicht, bis sie Federschachtel, Bücher und Hefte, alles wieder genau gleich hingelegt hatte, wie es vorher dort gelegen hatte. Ein schöner hausmütterlicher Zug. Zu loben ist auch ihre Höflichkeit. Das ist's gerade, worin sie die andern vielleicht etwas übertrifft.

Zwei der älteren Halbgeschwister von Johannes Fuchs, Albert und Adolf, starben als junge Männer. Anton, der dritte Halbbruder, heiratete und hatte zwei Töchter, Luise und Hedwig. Die einzige Halbschwester, Magdalena Hautle, fand als junge Frau Arbeit in einem Zürcher Hotel. Dort lernte sie ihren späteren Mann, den Deutschen Anton Hopfensitz kennen, mit dem sie in den 1930er-Jahren nach Stuttgart zog. Während des Zweiten Weltkrieges geriet die Familie mit den zwei Töchtern sowie deren Familien in äusserste Not, doch Anton Hopfensitz galt bei den Schweizer Verwandten als Faschist und Nazi. Man liess deshalb der Familie ausser einigen, nach den Kriegsjahren von Hilfswerken

Zensurierter Briefumschlag von Magdalena Hopfensitz aus Hitlerdeutschland. (September 1944)